

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Milian.

Roman von Marie Lenzen-Sebregond.

8)

(Nachdruck verboten.)

„Findest du nicht, Claudia,“ fragte ihr durch einige Paare von ihr getrennter munterer Better Karl v. Gladenbeck, „daß die Komtesse Clarisse und dieser Prachtmenschen, der zur Sprenge, das schönste Paar auf diesem Ball sind? — Ob der Bursche Schneid hat! Sich gleich diese feudale Schönheit zur Partnerin auszuwählen!“

„Was das Aeußere betrifft, so sind sie einander wert,“ versetzte Claudia, kaum fähig, den tiefen Verdrub zu verbergen, welchen Clarissens unzweifelhafter Erfolg ihr bereite; „und es scheint überdies, daß dein kluger Schützling sich leidlich gut mit meiner Schwägerin unterhält.“

„Leidlich gut! — Aber was denkst du? Ich habe diesen ernsthaften Menschen noch nie so angeregt gesehen. Und meinen Schützling nennst du ihn? — Du lieber Himmel! Als ob ich jemals in die Lage käme, jemanden zu begünstigen; und noch dazu diesen ebenso sündhaft reichen als unabhängigen Selbstherrscher, ja Selbstherrscher! Denn er ist innerhalb seines Reiches — so kann man seine ausgedehnten Besitzungen wohl nennen — ein unumschränkter Gebieter als irgend ein Fürst in Europa.“

„Und ich habe Mama doch oft erzählen hören, wie seinem Vater die Hand seines Gesellschafts-Fräuleins von dessen blutarmen Eltern verweigert wurde, wegen seiner äußerst üblen Verhältnisse,“ entgegnete Claudia mit gedämpfter Stimme ihrem inzwischen näher getretenen Better.

„Ich glaube das gern, meine gnädige Gräfin,“ sagte Graf Sunstorff. „Es ist bekannt, daß die zur Sprenge sich mit großer Kraft und Ausdauer aus einer recht mißlichen Lage zu ihrer jetzigen Höhe emporgearbeitet haben. Ob der ältere zur Spreng die Abweisung, welche er von dem Gesellschafts-Fräulein erfuhr, sehr bedauert hat, weiß ich nicht; jedenfalls hat er sich später darüber getröstet. Er hat sich nämlich mit der Tochter eines hochgestellten Beamten vermählt, welche ihn, wie ich hörte, sehr glücklich gemacht hat. Ich glaube das gern, denn einer liebenswürdigeren Dame, als die Mutter meines Freundes Günther ist, begegnet man kaum jemals.“

„Ihren Freund Günther? Bezeichnen Sie so den Herrn zur Sprenge, Graf?“

„Er erlaubt mir, ihn so zu nennen, Erlaucht.“

„Er erlaubt Ihnen? — Aber was sagt denn dazu die Frau Gräfin Sunstorff?“

„Ich denke, Mama sagt sich, ihr leichtsinniger Sohn könne leicht gefährlichere Freundschaften schließen, als mit dem ernstesten, in jeder Hinsicht tüchtigen zur Sprenge.“

Claudia zog die halbe Oberlippe auf, und Graf Sunstorff, der eben jetzt mit ihr anzutreten hatte, dachte bei sich, Milian Stammeggl habe eigentlich eine häßliche Frau, was um so seltsamer sei, als jeder Blick auf seine Schwester ihn davon hätte überzeugen müssen.

Diese Schwester des finsternen Milian verlebte eben jetzt eine Stunde so ungetrübter Heiterkeit, wie sie ihr seit langem Zeit nicht mehr zuteil geworden war. Schon der Umstand an sich, daß sie sich inmitten einer zahlreichen, dem Anscheine nach in frohester Stimmung befindlichen Gesellschaft bewegte, gab ihr, der seit Jahren in einsamer Abgeschlossenheit Lebenden, ein Gefühl der Freude, und dies

wurde erhöht durch den Glanz und die Pracht der Umgebung, durch die Anmut und Freundlichkeit der Frauen und ihr munteres Geplauder, das so wohl zu dem Range der weichen, vollen Tonweisen paßte, welche einander in reizendem Wechsel ablösten.

Mehr jedoch als alles übrige erfreute Clarissen ihr Zusammentreffen mit dem jungen zur Sprenge. Wenig auch durch sein vornehmes Aeußere und durch sein ebenso sicheres wie einfaches Benehmen vollkommen in den Rahmen dieser vornehmen Gesellschaft passend, unterschied er sich doch durch den Geist und den Ton seiner Unterhaltung auffallend von der oberflächlichen Weise, mit welcher die meisten jungen Herren ihre Gespräche zu führen pflegten. Die Wärme seiner sich unwillkürlich verrathenden Empfindung, der Ernst, womit er den Dingen auf den Grund ging, seine Gewalt über die Sprache, seine ebenso einfachen wie treffenden Ausdrücke hatten für die junge Dame, da diese in den wenigen geselligen Zusammenkünften, die sie seit dem Tode ihrer Eltern besucht hatte, wenig anderes als leere Plauderei vernommen hatte, den Reiz des Neuen, Ueberraschenden.

Es war selbstverständlich, daß Günther zur Sprenge nicht längere Zeit an den Gesellschaftskreisen teilnehmen konnte, zu welchen auch Graf Stammeggl gehörte, ohne Kenntnis von den Gerüchten über Clarisse zu erhalten. Er hatte sie aber mit der Gleichgültigkeit vernommen, welche eine Nachricht über die Verhältnisse ganz fremder Menschen gewöhnlich zur Folge hat. Als er bei der Vermählungsfeier in Stapphorst dem Grafen Milian vorgestellt worden war, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser selbst den Eindruck mache, als stände er unter dem Einflusse einer sogenannten fixen Idee. Er äußerte seine Wahrnehmungen gegen den ihm sehr befreundeten Grafen Sunstorff, welcher ihm lachend erwiderte: „Verriecht ist Milian freilich, aber einzig und allein aus un-menschlichem Hochmut.“

Auf das Entgegenkommen Stammeggl's war Günther in der Hoffnung eingegangen, eine beiden Theilen Nutzen bringende Verbindung zwischen sich und dem Grafen anzubahnen. Zu diesem Zwecke hatte er seinen Besuch in Lenzenborn gemacht und war zu dem heutigen Feste erschienen; und dabei war etwas geschehen, was er nicht entfernt vorausgesetzt hatte. Die sonst für alle Welt unsichtbare Komtesse Stammeggl hatte nicht nur ihn bei seinem neuen Besuche empfangen und durch ihre Schönheit und Geistesklarheit seine stammende Bewunderung erregt, sondern sie bewegte sich heute in der zahlreichen, prächtigen Gesellschaft, welche wohl geeignet schien, ein bloßes, schwaches Gemüt einzuschüchtern und zu verwirren, nicht mit der Angestlichkeit und Unsicherheit einer Kranken, sondern mit der vollen Ruhe, Heiterkeit und Anmut selbstbewusster Sicherheit.

Es gab unter den Anwesenden zwar einzelne mißtrauische Gemüther, welche sich zu dem Glauben bekannten, dem Claudia überall zu verbreiten beflissen war, daß „die arme Clarisse Stammeggl“ heute ihren guten Tag habe, und daß sie es recht wohl verstehe, sich zusammenzunehmen, so daß Fremde kaum eine Spur ihres Leidens an ihr zu entdecken vermöchten. Die Mehrzahl der Gäste ging jedoch auf

aus der Seele des Kriegers heraus, singt: „Kommt, wir wollen sterben gehn in das Feld.“ Er bemerkt dazu: „Man kann kaum größeren Mut zeigen! Keiner geht hinaus, um zu sterben. Wenn man den Tod wagt, will man deshalb noch lange nicht sterben.“ Ueber den wirklichen Wert, den das Leben für den Krieger hat, sagt Goethe: „Der einzelne wertet sein Leben durchweg höher als früher. Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen, das ist wirklich die Stimmung. Denn man schätzt überall im Leben erst das ganz, was man verloren hat oder verlieren soll. Im Felde denkt man besonders in Augenblicken erhöhter Lebensgefahr an die unmittelbarsten, naturhaftesten Werte, die jeder hat, Frau und Kind, und empfindet so den Wert des Lebens außerordentlich stark. Und man weiß von den andern, daß jeder der verheirateten Kameraden dieselben Gedanken hat — wie viele Kinderbilder mögen in den Taschen einer Kompanie zu finden sein! Man hat ja ausgerechnet, daß viele hundert Kinder auf manche Landsturmkompanie kommen. Fast nie im Leben sonst bringt es so wie dort draußen zum Bewußtsein, daß jeden andern genau so viele und herzlich empfundene Verwandtschaftsfäden halten wie uns selbst. Das Gefühl der Kameradschaft hat auch diesen Grund, daß man die andern nicht nur als Kriegskameraden, sondern als Menschen in demselben friedlichen, familiären Sinn erkennt, in dem man es selber ist, als Sohn, Gatte, Vater. Der Güter höchstes ist das Leben deshalb noch lange nicht; aber nur ein Tor oder untreuer Mensch erachtet es für ein geringes Gut. Wer sein Leben zwecklos, ohne einen Sinn für das Ganze, aussetzt, wird nicht als tapfer angesehen.“

Der Sinn für das Ganze, der Gedanke an die großen sittlichen Zusammenhänge, der allen gemeinsame Wille für das Vaterland erfüllt die Seele des Kriegers. Deshalb erhält im Felde das Wort Kameradschaft noch einen ganz andern Gehalt, als es schon in Friedenszeiten bedeutet. Ueber diesen größeren Gehalt, den durch die Kriegsgemeinschaft die Seele des Kriegers empfängt, sagt die angeführte Schrift Treffliches; so dieses: „Nicht nur Zeitgenosse zu sein von weltgeschichtlichen Ereignissen und Menschen — an sich schon ein hoher Wert —, auch nicht nur draußen zu sein und alles mit anzusehen, sondern Weltgeschichte mitzumachen, das ist für große Schichten im Heere eines der wesentlichsten Gefühlsmomente. Das Bewußtsein, mit all den andern, die ebenso schwer arbeiten, jezt das Entscheidende zu sein, der wichtigste Teil im ganzen Volk, an dessen Rettung unmittelbar mitzuwirken: wo gäbe es stärkere Vorstellungen von einem unbedingten Ernst des menschlichen Tuns und Leidens, als diese! Es begleitet einen draußen stets das Gefühl, im allgemeinsten und weitesten Sinn auf Posten zu stehen, wie von vielen andern, die weit hinten im Lande geblieben sind, beauftragt. Man vertritt sie wie ein Vertrauensmann. Unsere Leute draußen leben in der Auffassung, Grenzschutz zu sein für Haus und Hof, auch für ihr eigenes Anwesen, Schutz zu sein für Frauen und Kinder, auch für ihre eigenen. Das erst gibt allem Tun unserer Truppen den Charakter des letzten Ernstes und höchster Wichtigkeit und den Menschen, die in diesem Leben stehen, die Würde, die sie auszeichnet.“

Scherz und Ernst

II. Das oder der Münster. In einer Beschreibung Straßburgs aus dem Jahre 1900 wird bei Nennung des Münsters richtig bemerkt, daß Münster von dem lateinischen sächlichen Hauptworte Monasterium (Kloster, auch Klosterkirche) herkomme; dann aber folgt der bedenkliche Satz: Der Gebrauch des Maskulinums „der Münster“ (von Goethe erfunden?) ist durchaus verwerflich. Zunächst hat Goethe schwerlich für das Wort das männliche Geschlecht erfunden, sondern dies entweder von Frankfurt mitgebracht oder auch in dem damaligen Straßburg vorgefunden. Der gelehrte Wetterauer Belgand, Goethes Landsmann im engeren

Sinne, sagt in seinem Wörterbuche: „der (eigentlich das) Münster“: für ihn bezeichnet also der Münster die vorwiegende Sprachform, und diese ist wohlberechtigt. Denn bei der Herübernahme von Fremdwörtern ist es das gute Recht einer Sprache, das Geschlecht eines Wortes nicht einfach mit zu übernehmen, sondern es an das eines sinverwandten einheimischen Wortes anzuschließen. Bei dem Worte „Münster“ denken wir weniger daran, daß es eigentlich eine Klosterkirche bedeute, und noch weniger daran, daß das lateinische Ursprungswort sächliches Geschlecht habe. Wir verstehen unter dem Münster eben eine große Kirche; die Gedanken richten sich dabei wie das Auge unwillkürlich auf den hohen Turm, und nach dem männlichen Geschlechte von Turm wird dann vielfach auch dem Münster das gleiche Geschlecht gegeben. Wir sagen ebenso das Fenster, obgleich das Wort von dem weiblichen lateinischen fenestra kommt. Denn fenestra bedeutete früher vor dem Gebrauche der Glasscheiben das Licht- und Luftloch in der Wand, und so sagen wir nach dem sächlichen Loch auch das Fenster. Wir pflegen der Katheder zu sagen, obgleich das Wort von dem weiblichen lateinischen Cathedra herkommt: denn mit dem Wort „Katheder“ verbindet sich der Begriff von Sitz oder Stuhl, und diese Wörter haben männliches Geschlecht. Daß Lessing, dem Lateinischen folgend, die Katheder sagt, tut als Ausnahme nichts zur Sache. Wir sagen der Palast, obgleich das Wort von dem lateinischen sächlichen palatium kommt. Wir sagen ebenso der Plebs, wenn wir dabei den Pöbel im Sinne haben, und doch ist das lateinische Wort plebs weiblich. Wenn also das Münster jezt für feiner gelten soll; so wollen wir das nicht schelten; aber es werde darum der Münster nicht sogleich als völlig verwerflich gescholten.

Das Vater unser ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöten;
Wenn einer Unser Vater fleht,
In Gottes Namen, laß ihn beten!

II. Bestrafung gewalttätiger Ehefrauen im Mittelalter. Die Strafrechtspflege des deutschen Mittelalters, so hart es im allgemeinen auch war, hat doch auch so manchen humoristischen Zug aufzuweisen, der uns das sonst so düstere Antlitz der gestrengen Frau Themis in freundlicherer Beleuchtung zeigt. So findet sich zum Beispiel in manchen uns noch aus jener Zeit erhaltenen Folterkammern ein wunderliches Gerät vor, das etwa wie eine Tonne aussteht, außen mit bunten Bildern bemalt und auf der oberen Seite mit einem Loche versehen ist, groß genug, um einen menschlichen Kopf hindurch zu stecken. Dieses Instrument hieß der Schandmantel und war vorzugsweise bestimmt, bösen Weibern, die sich an ihren Eheherren vergrißen hatten, zur Strafe um Hals und Schulter gelegt zu werden. Sonntags mußten die Unglücklichen mit dem Holzkleide angetan, zum Gespött der ganzen Gemeinde an der Kirchentür stehen. Uebrigens galt dieser Schandmantel noch als eine verhältnismäßig geringe Strafe; häufig ahndete man körperliche Mißhandlungen, mit denen sich eine „böse Sieben“ gegen ihren Ehemann vergangen hatte, ungleich empfindlicher. Eine solche härtere Bestrafung gewalttätiger Eheweiber bildeten z. B. der Efeltritt, ein sehr weit verbreiteter Gebrauch, der noch bis zum Jahre 1604 in St. Goar am Rhein in Übung war. Hier erhielt der Besitzer der Gröndelbacher Mühle alljährlich zwei Klafter Holz gegen die Verpflichtung, den Efel zu stellen, auf dem die Weiber, „so ihren Mann geschlagen“, rücklings durch die Stadt reiten müssen; während der Amtsdienner auf öffentlicher Straße das Urtheil dem Manne des Gesetzes Gehör verschafft hatte. Dann zog die Menge johlend und schreiend, von den Stadtknechten nur mit Mühe von Angriffen auf die ohnedies hart Bestraften zurückgehalten, durch alle Gassen des Ortes bis zum Gefängnis zurück! Auch in Darmstadt und den umliegenden Ortschaften begegnet uns die Sitte des „Efeltrittes“ noch bis in das 17. Jahrhundert.

Wenn der Vater mit dem Sohne.

Humoristische Skizze von Max Wittich.

(Nachdruck verboten.)

Siebzehn Jahre war ich alt, also glücklich aus den Pumphosen heraus und in die Welt der ersten Liebe hineinspaziert.

Mein Vater, mit dem ich in einem öden Dörfchen hauste, war Witwer. Der tat eines Tags die Verheiratung, es wäre nötig, daß wir wieder ein verwandtes weibliches Wesen in die Wirtschaft bekämen, mit fremden Leuten habe man nur Verdruß.

Da ich ein sogenannter heller Junge war, sagte ich mir: das ist die klarste Aufforderung an mich, unter den Töchtern des Landes Umschau zu halten.

Die Siebste war mir eine Jugendgespielin aus dem Nachbarort, ein zwanzigjähriges Margaretlein, das uns oft besucht, um im Garten mit mir, in die Kirschen zu gehen.

Später, als die Äpfel reiften, kam auch in dem Margaretlein die angeborene Eva zum Vorschein. Obwohl ich diese Art Früchte nicht gern aß, beehrte mich das Mädchen zum Apfelspeisen durch den Hinweis, in der Frucht sei sehr viel Phosphor, der auf das Gehirn günstig wirke, wie sie in der Pension gelernt habe.

Auf mich wirkte denn auch der Phosphor des ersten Apfels so günstig, daß ich nicht mehr genug der Früchte solange konnte.

Meine Schüchternheit ließ ebenfalls nach. Ursprünglich hatte ich meine Liebe dadurch kundgetan, daß ich, während ich dem Mädchen gegenüber saß, ein Bergstrauchfräuschen in der Hand hielt, wobei ich ein bisschen rot wurde, während Margaretlein hauchte.

Du — Mädel! Ich frage jeden Menschen: Was das von der Kleinen nicht außerordentlich poetisch und treffend gedacht und ausgedrückt?

Später wagte ich schon, ihr solch ein Strauchfräuschen zu überreichen. Dann schien's als sei unser Bräutigam zur Hippokratie geworden, ich machte Verse.

Mein Vater beschränkte sich mit der Kleinen von Besuch zu Besuch mehr. Das freute mich. Nur wenn ihm das Mädchen gefiel, würde ich's nehmen können.

Er blühte, während er sich mit Margaretlein unterhielt, immer besonders schmunzelnd dazwischen. Einmal, als ich den beiden gegenüber saß, wünschte er, Margaretlein möchte mit mir gut auskommen — und umgekehrt.

Heber dieses Werden des Vaters für mich war ich wiederum tief bechämt und rückte demütig noch weiter nach der Stuhlkante vor, als es schon vorher geschehen war.

Am nächsten Sonntag-Abend nahm ich allen Mut zusammen. Der Vater hatte sich auf einige Augenblicke aus der uns bergenden Raube entfernt. Er wollte den Hut holen und mein Liebchen, mit dessen Eltern er etwas zu besprechen hätte, nach Hause geleiten.

Ich fuhr einweilen ganz verlegen mit dem Finger zwischen Hals und Krage, als ob beides nicht zusammen paßte, und stammelte etwa folgenden Antrag:

„Sieh' mal, Gretchen, wenn wir stets beieinander bleiben könnten —“

„Das kann geschehen, ehe du's denkst, Mädel. Aber werden wir uns denn vertragen?“

Die Stimme schien vor Rührung etwas zu zittern, dann aber hörte ich wieder verhaltenes Vachen heraus.

„Ja“, antwortete ich, „vertragen würden wir uns — wenn du nur mit dem Papa fertig wirst, weist du.“ Und ganz Mann werdend, setzte ich hinzu: „Das braucht dich eigentlich wenig zu kümmern; der hat uns nachher nichts zu sagen.“

Da erkante aus Margaretleins Munde schallendes Gelächter, sie stürzte auf mich zu, zwang mich, ihr mein Gesicht zuzuwenden, und forschte:

„Ich glaube gar, du bist verliebt?“

Sie wußte nicht, daß ich verliebt war! Das konnte ich, der ich für sie gezittert und gebebt hatte, nicht begreifen. Kein Wort bekam ich heraus, doch weinen mußte ich, jämmerlich weinen.

Der Vater kam zurück und schaute mich armen Jungen und das nun ebenfalls verlegen gewordene Mädchen an.

„Was ist denn vorgegangen?“ Ich sah nicht recht auf, doch vernahm ich, wie sich Margaretlein an des Vaters Brust warf und ihm etwas ins Ohr tuschelte.

Mein Vater lachte, Margaretlein war still, und ich weinte, weinte, bis der Vater zu mir kam und sagte:

„Sei vernünftig, Junge. Wir müssen, das habe ich dir oft genug angekündigt, eine Frau im Hause haben. Margaretlein soll sie werden, und zugleich deine — neue Mama.“

Ich war so erstaunt, daß ich sogar das Weinen für ein Weichen vergaß. Hinter meinem Rücken, nein, vor meinen Augen —

Dann kriegte ich vom Vater und von der „neuen Mama“ etliche Küsse, die mir trotz der jämmerlichen Umstände sehr wohl taten.

Ich habe mein Unglück am selben Abend einer alten Magd gebeichtet, die in allem Erbdenkeid meine Vertraute gewesen war. Für meine jetzige Not hatte sie indes kein Verständnis, vielmehr sagte die alte Jungfer recht spitzfindig:

„Sei nicht so dumm, schon an Siebste zu denken. Schau, wie alt ich bin. Wenn Kinder heiraten würden, wer sollte dann wohl strapazieren?“

Da leckte ich keinen Schrum, weil ich kein Kind mehr, und heiratete nicht, weil ich noch kein Mann war. Geärgert hat's mich aber doch, daß mich gleich drei Menschen auf einmal in meiner Not — sitzen ließen.

Ganz im Stillen möchte ich noch verraten, daß ich aus damaliger Zeit noch eine Sammlung von Liebesgedichten, einem Margaretlein gewidmet habe; falls daher unter den Mädchen von heute ein Margaretlein wäre, das mich möchte, so könnte dieses die bewußte Sammlung ja gleich erhalten.

Die Seele des Kriegers.

Der Krieg hat Schriften aller Art in sich unüberschaubarer Menge gezektigt, sobald sie bereits eine stoffliche Mädelerei anstachen. Er greift so tief, so vielfach umwährend in alle Verhältnisse des menschlichen Daseins ein, in das Erben wie im Kleinen, er verführt und erschüttert die Beziehungen aller Staaten und Völker zu einander so, daß sich Tausende, Dutzende und Anbeute von Millionen, das Geschehen auf den verschiedenen Gebieten schriftstellerisch vorzuführen. Bereits im Jahr 1915 wies ein Gesamtverzeichnis der im Deutschen Reich erschienenen Kriegsschriften mehr als 4500 Nummern auf, darunter mehr als 60 zusammenhängende Darstellungen des Kriegsverlaufs, sogenannte „Kriegschroniken“. Unzählig viele hat der Krieg angeregt, dem Erlebten dichterisch Ausdruck und Gestalt zu verleihen. Weit über hundert Sammlungen von Kriegsgedichten sind schon gezählt worden.

Was der Dichter, zumal der Daseinsgeliebte, über das seelische Leben des Kriegers im Felde zu sagen oder richtiger zu singen weiß, deckt sich freilich nicht immer mit dem, was in der Wirklichkeit die Seele des Kriegers vornehmlich bewegt und kennzeichnet. Hierüber nächsterne, unmittelbare Beobachtungen zu sammeln, um gleichsam wissenschaftlichen Aufschluß zu gewinnen und geben zu können, ist seither nur vereinzelt versucht worden. Einen solchen durchaus beachtlichen Versuch bietet Erich Eberth in seiner Kriegsschrift „Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers.“ Was des Kriegers Seelenleben hauptsächlich bestimmt, ist die große Gemeinsamkeit des Erlebens und das tatkräftige Handeln. Über beides hat der Genannte manches Beachtenswerte zu sagen, das sich nicht überall mit den Vorstellungen deckt, die sich Daseinsliebende machen, die unter andern Eindrücken des Krieges stehen und auf die dieser anders wirkt.

So führt Eberth einen heimischen Dichter an, der,

So führt Eberth einen heimischen Dichter an, der,

Die besten stehenden Andeutungen der Gräfin nur aus Höflichkeit ein, insgeheim dem Zweifel Raum gebend, ob die Komtesse wirklich krank gewesen und, falls es sich so verhalte, ob sie nicht wenigstens jetzt vollkommen genesen sei.

Es konnte nicht anders sein, als daß ein Wesen, welches dem Kräfte, zu dem es naturgemäß gehörte, so lange entzogen war, während sich unheimliche Gerüche an sein verborgenes Dasein knüpften, durch sein plötzliches Auftauchen in der so lange gekündeten Gesellschaft die gespannte Aufmerksamkeit aller auf sich lenken mußte.

Clarisse entging das Aussehen nicht, welches sie erregte, und sie täuschte sich auch nicht über dessen Hauptursache. Sie wußte, daß alle die so angelegentlich auf sie gerichteten Blicke unter dem Scheine, sie zu bewundern, sie scharf beobachteten und mit fast immer liebloser Neugier auf den Grund ihrer Seele zu spähen suchten.

Nur einer wohlthuenden, ja beglückenden Ausnahme begegnete sie in dieser Beziehung: der junge Fremde, den ihr sonst so wählerischer Bruder in seinen Kreis gezogen hatte, trat ihr mit warmer, aufrichtiger Theilnahme, mit bescheidener, halb verhüllter und eben dadurch um so anspredender Bewunderung entgegen. Er allein wollte nichts Verborgenes, kein heimliches Räthsel in ihr erspähen. Er nahm sie ohne Mißtrauen, wie sie sich gab, und erweckte dadurch und durch die ruhige, ernste Ehrerbietung, welche er ihr bewies, auch ihr Vertrauen und ihre herzlichste Theilnahme.

Während Günther sich über den Sessel beugte, welchen Clarisse bei einer Pause in der Reihe einiger junger Damen eingenommen hatte und das heitere Gespräch, welches sie führten, ihrem Auge einen höheren Glanz, ihrer Wangen eine wärmere Röthe verlieh, hatte Claudia an der entgegengesetzten Seite des Salons eine Zwißsprache mit ihrem Bruder.

„Du mußt es nun, Tibi“ sagte sie im Tone freundlicher Ueberredung, es würde ja auffallend sein, wenn du sie vernachlässigen würdest.“

„Aber das wird sie nicht bemerken, sie hat ja ihre Gedanken nicht zusammen,“ versetzte der lebenswüthige Jüngling, in dessen klarem Kopfe sich nichts so selten war, als ein nur halbwegs vernünftiger Gedanke.

„Ja, sie würde es wohl bemerken, sie hat heute ihren guten Tag, und dann ist sie schlau genug.“

„Mit solchen Worten habe ich nicht gern zu tun,“ sagte Philipp, einen dümmlichen Ausdruck annehmend.

„Sie muß aber,“ sagte er, „es geht durchaus nicht an, daß du dich und mich in dem ersten Feste, welches ich gebe, schämliche Rücksicht gegen meine Schwägerin verabsäumen.“

„Aber ich mag sie nicht leiden,“ behauptete Philipp hartnäckig auf seinem Widerstreiten gegen den Wunsch seiner Schwester bestehend, „wie sie in Stauphorst war, da ist sie mich immer mit ihren Klagen angefeinelt, wenn ich in ihre Nähe kam, als würde sie mich fürschrecken wollen, deshalb kann ich sie nicht anstehen.“

„Das tut nichts zur Sache,“ Du wirst noch häufig bei dem Vortelle des bösen Blicks gegen Menschen sein, die du im Grunde nicht leiden magst.“

„Denk du, ich könnte einen guten Pferdehandel mit ihr machen,“ fragte der Schwärzkopf, der sich selbst für einen ausgezeichneten Sportsmann hielt.

„Das hätte vielleicht auch, aber von dergleichen muß man auf einem Ball mit den Damen nicht reden. Für jetzt genügt es, daß du zu der Komtesse gehst und ihr einige Komplimente sagst, damit alle Welt sieht, daß der Graf von Einsfeld ein wohlgezogener junger Mann ist.“

„Ja, ich will es tun, aber später,“ versprach der Einsfeldige, sich für die kleine Schmeichelei erkenntlich fühlend. „Warum behn nicht lieber jetzt, ehe der Tanz wieder beginnt?“ fragte seine Schwester, beinahe die Geduld verli-
erend.

„Warum nicht? Weil dieser garliche zur Exprege bei dir steht. Ich weiß nicht, was Papa an ihm hat; und mich hat er auch beim Namen noch eingeladen. Ich kann sein Gehalt und besonders seine Augen nicht leiden; die stam-
men gar als ob er Häuser damit in Brand setzen könnte. Ich will er mich an, so weiß ich selbst nicht, ob ich mich schäme oder mich fürchte; und du mußt gesehen, Claudia, daß es

underschämt ist, daß ein Emporkömmling sich herausnimmt, einem solche — solche —

„Solche Empfindungen einzulösen, willst du sagen? Ei, so etwas mußt du dir gar nicht merken lassen; dadurch macht man diese Leute nur kühner. Komm, ich will mit dir gehen, dann brauchst du dich nicht zu scheuen, weder vor meiner Schwägerin noch vor ihrem zeitweiligen Kaballer.“

Claudia nahm den Arm ihres Bruders und zog ihn mit sich fort. Nun aber sagte der störrische Einfaltspinsel, daß er gar nicht wisse, was er der Komtesse sagen solle, und die Gräfin benutzte den Weg, den sie, mit ihm durch dem Saal zurückzugehen hatte, um ihm einige Höflichkeitshyphrasen einzuzulichern.

„Unsere liebe Claudia,“ sagte Eugenie, Gladenbecks Schwester, welche neben Clarisse saß, mit etwas spöttischem Ausdruck, „hat doch ein gutes Herz. Wer sollte nicht gedacht haben, sie würde als die Erlaucht von Stammeggl eine ganz große Dame sein und an nichts denken, als wie sie als Herrin von Lemmenborn recht glänzend zu repräsentieren habe. Statt dessen widmet das gute Kind auf dem ersten Feste, das sie gibt, sich weniger den versammelten ausgezeichneten Gästen, als ihrem alten Vater und ihrem lieben Bruder, mit denen sie stundenlange Besprechungen hat.“

„Ich muß sagen,“ sprach Clarisse warm, „daß meine Schwägerin mir noch nie so gut gefallen hat, als an dem heutigen Abend. Es ist so natürlich und ein so liebenswürdiger Zug in ihrem Gemüthe, daß sie in der Freude des Wiedersehens der Abrigen nach längerer Trennung und in dem Bewußtsein, künftig ja meistens entfernt von ihnen leben zu müssen, sich vorzugsweise als Tochter und als Schwester fühlt. Ich bin auch überzeugt, daß keiner unserer werthen Gäste ihr das übel denken wird; und am wenigsten wir beide, liebe Eugenie, denn wir gehören ja auch zu ihren nahen Verwandten. Sehen Sie, sie kommt jetzt auch zu uns.“

Clarisse hatte kaum diese Standrede zugunsten ihrer Schwägerin beendet, als diese sich mit dem Grafen Philipp ihr gegenüber befand. „Ich bringe dir meinen Bruder, Clarisse,“ sagte sie mit dem Versuch, zu scherzen, einem Streben, welches ihr jedesmal mißlang; der arme Junge bröckelt vor Verlangen dir zu sagen, wie schön du heute bist.“

„Nicht doch, du hast mich mißverstanden,“ Claudia; ich sage nicht von mir, daß ich brenne, sondern ich sage es von der Brenntes Augen.“ Verthätigte Philipp, das Sprichwort von der Wahrheitsliebe gewisser Menschengattungen zu neuen Ehren bringend, während ihm zugleich ein starker Druck vom Arme seiner Schwester zurechthalf. „Aber das ist richtig, Komtesse Stammeggl, daß ich sehr wünschte, Ihnen zu sagen, daß Sie — Sie — die Schönste der Schönen sind.“

„Nur Erfüllung dieses Wunsches hätte aber Ihre Schwester, Ihnen keinen Vorschub leisten sollen, Graf,“ gab Clarisse lächelnd zurück. „Als verheiratete Frau hätte Claudia belehren sollen, daß es nicht gut ist, jungen Mädchen solche Schmeicheleien zu sagen.“

„Sie hat mich nichts dergleichen gesagt, im Gegentheil.“ Ein neuer Druck des Armes der Gräfin ließ ihn sich besinnen und er nahm mit einem pfiffigen, stolischen Blick seine Rede wieder auf. „Ich glaube, Claudia denkt, sie hören es alle gern, wenn man ihnen etwas Artiges sagt; und sie muß es wissen, weil sie auch eine Dame ist.“

„Denkst du denn, Philipp,“ fragte Eugenie, „alle Frauen seien einander gleich?“

„Sicher nicht, ich denke vielmehr, es ist bei den Frauen wie bei den Pferden; es gibt schöne und häßliche, dumme und kluge unter ihnen. Wollen Sie wohl glauben, Komtesse, daß ich ein Pferd habe, das klüger ist als mancher Mensch?“

„Du kennst es wohl, Eugenie, es ist Jodial.“

„Jawohl,“ sagte die boschaste Eugenie mit Beziehung „Jodial ist gescheiter als mancher Mensch.“

Clarisse empfand Mitleid mit dem Thiere, obwohl er selbst so wenig eine Ahnung von dem Doppelsinne dieser Anspielung hatte, daß er über ihre scheinbare Zustimmung zu seiner Behauptung vergnügt lachte. Freundlich wandte sich die Komtesse deshalb an Philipp mit der Frage: „Es ist wohl unterhaltend, die verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten eines so intelligenten Tieres, wie das Pferd, zu beobachten?“

(Fortsetzung folgt.)